

Pädagogik im Wandel der Zeit?

■ Univ.-Prof. Dr. Christian Fleck
 Institut für Soziologie der Karl-Franzens-Universität
 Maturajahrgang 1972

Ich gehöre nicht zu jenen Bedauernswerten, die in Alpträumen von der Schule verfolgt werden, rechne mich aber auch nicht zu denen, die je älter sie werden ihre Schuljahre umso verklärter schildern. Ich besuchte von 1964 bis 1972 das Pestalozzigymnasium und verbrachte keinen Tag länger als unbedingt notwendig in dem mir damals als Kaserne erscheinenden Gebäude. Es war zum geringsten Teil mein Verdienst, nicht sitzen zu bleiben oder mir durch einen Nachzipf die Sommermonate zu verderben – und das ist einer der Gründe, warum ich bis heute keine sehr hohe Meinung von meiner ehemaligen Schule und deren Personal habe. Was mich meine Schuljahre lehrten, stammt weniger – manchmal meine ich: fast gar nicht – aus dem offiziellen Lehrplan, sondern dem, was man den verborgenen nennt.

Ich gebe zu, dass ich ein wenig überrascht war, als ich vor einigen Wochen einen Brief des jetzigen Direktors erhielt, der mich anlässlich des 100-Jahr-Jubiläums meiner ehemaligen Schule einlud, mich als einen der erfolgreichen Absolventen vorzustellen. Zum einen fand ich, dass mir damit zuviel der Ehre erwiesen wird, zum anderen bin ich felsenfest davon überzeugt, dass, was immer ich im Leben erreicht haben mag, meine ehemalige Schule dazu positiv nichts beigetragen hat. Als mich nach meiner barschen Absage dann auch noch der Herr Direktor anrief und mir versicherte, heute sei das alles ganz anders und ich möge doch etwas über Schule gestern und heute zur Festschrift beitragen, fiel mir spontan keine Ausrede ein, um mich aus der Affäre zu ziehen.

Zum gewünschten Vergleich kann ich allerdings nicht wirklich etwas beitragen, da ich über die heutigen Schulen zu wenig informiert bin und sie mich konkret auch zu wenig interessieren. Es stimmt zwar, dass ich als Vater zweier Kinder das zweifelhafte Vergnügen mit anderen Eltern teilte, wie man so sagt, ein zweites Mal zur Schule gehen zu müssen. Da meine Kinder aber andere Schulen besuchten, mag, was immer ich über ihre Schulen mitbekommen habe, nur für diese gelten.

Als Universitätslehrer treffe ich seit nunmehr schon fast drei Jahrzehnten auf immer neue Kohorten von Studienanfängern und von ihnen kann ich immerhin berichten, dass, was viele meiner Kollegen über sie sagen, jedenfalls ungerecht ist. Man kann nicht behaupten, dass das „Schülermaterial“ immer schlechter werde, wohl aber, dass die Streuung der intellektuellen Vorbildung, die sie

an die Universität mitbringen, immer breiter wird.

Doch die Mängel derer, denen die Mittelschulen Hochschulreife attestieren, ist nicht das Thema, über das ich etwas schreiben soll. Da ich, wie schon erwähnt, mich für einen Vergleich des Gestern mit dem Heute zu wenig kompetent fühle, werde ich mich mit den zwei oder drei Einsichten, die ich aus meiner eigenen Schulzeit gewonnen habe, begnügen. Heutige Schüler und Lehrer mögen für sich entscheiden, ob das heute auch noch Bedeutung hat.

Meine Schulzeit lehrte mich, dass die Schule, vor allem die Gymnasien, ungerecht gegenüber jenen waren, die über weniger soziales Kapital verfügten als ich. Als soziales Kapital bezeichnet der französische Soziologe Pierre Bourdieu den unterschiedlichen Grad der gesicherten Verankerung einer Person in ihrem sozialen Umfeld, in dem sie tätig ist. Näherungsweise kann man sich diese Idee mit dem sehr österreichischen Ausdruck „Vitamin B“ – wobei B für Beziehungen steht – verdeutlichen. Ich war ohne mein Zutun reichlich mit sozialem Kapital ausgestattet, da mein Vater Lehrer an einem Grazer Gymnasium war. Er war einigen meiner Lehrer persönlich bekannt und selbst jene, die ihn nicht kannten, wussten, dass mein Vater Lehrer war, ich also den unverdienten, wie wir Soziologen sagen: zugeschriebenen Status eines „Kollegenkindes“ hatte. Da mir, aus Gründen, die im einzelnen darzulegen hier der Platz fehlt, die Schule ziemlich bald ziemlich heftig gegen den Strich ging, nutzte ich diesen Bonus weidlich aus und meine Lehrer und die damaligen Direktoren des Pestalozzi akzeptierten das. Sie konnten nicht wissen, dass sie damit unabsichtlich zur Herausbildung einer, meiner Weltanschauung beitragen.

Mitschüler von mir, die in keiner Weise „schlimmer“ waren, will heißen nicht mehr Kritik und Widerstand gegen die Zumutungen reichlich autoritärer Lehrer übten, aber eben nicht über die Menge an sozialem Kapital verfügten, wurden erbarmungslos bestraft, während ich mit einer Unmenge an Klassenbucheintragungen („Fleck nahm nicht am Unterricht teil“, „Fleck hat Flugblätter des Schülerzentrums verteilt“) und ein paar Karzern – so hieß das stundenlange Strafsitzen am Nachmittag – davonkam.

Das wäre nicht weiter erwähnenswert. Doch der Umstand, dass mein Schulfreund Peter P., der wie ich dieser ominösen Schüler-

organisation angehörte, in der 8. Klasse aus disziplinären Gründen der Schule verwiesen wurde und jahrelang vergeblich versuchte, die fehlende Matura nachzumachen, ist eine Schande. Pech, dass sein Vater halt nur Polizist war.

Während der acht Jahre, die ich ins Pestalozzi gehen musste, verließ rund die Hälfte der Schüler, die 1964 mit mir gemeinsam in der ersten Klasse angingen, die Schule. Ich habe keine Ahnung, was aus ihnen geworden ist, vermute aber, dass sie die Matura anderswo nicht geschafft haben. Was ich allerdings weiß ist, dass sie alle Eltern hatten, die der Schulbildung ihrer Kinder weniger Aufmerksamkeit widmeten als es meine Eltern taten. Und ich bin mir auch ziemlich sicher, dass die Abgänger, die Schulabbrecher, allesamt aus Familien kamen, die in den Augen der damaligen, meiner damaligen Lehrer nicht würdig waren zu erleben, dass ihr Sohn – wir waren damals noch eine reine Knabenschule – bis zur Matura kam.

Ist das heute anders? Vielleicht im Pestalozzigymnasium, ganz sicher aber nicht im österreichischen höheren Schulsystem. Dieses ist immer noch eine soziale Veranstaltung, an der vor allem Kinder der gebildeteren Schichten teilnehmen dürfen und von der jene fern gehalten werden, die um nichts weniger intelligent sind, aber das Handikap aufweisen, dass sie am Grünanger aufwuchsen (wo ich übrigens dank der Einladung eines Schulkollegen, der über die 3. Klasse nicht hinauskam, das Fußballspielen erlernte.)

Neben der Empörung über die soziale Selektivität des Schulsystems, verblassten die anderen Erinnerungen, die ich an meine Schulzeit bewahre. Zwei davon sind vielleicht wert, erzählt zu werden.

Irgendwann in der 6. Klasse fanden einige Pestalozzianer, dass es Zeit sei, nun auch in dieser Schule eine Schülerzeitung zu machen. Das damalige Presserecht, zumindest in der Auslegung durch den Landesschulrat und unseren Direktor, errichtete die Hürde, dass ein Lehrer „für den Inhalt verantwortlich“ sein musste. Wir fragten einige und letztlich stimmte ein Prof zu, seinen Namen dafür herzugeben. Also machten wir uns an die Herstellung der ersten Ausgabe, was damals bedeutete, in eine mechanische Schreibmaschine eine so genannte Wachsmatrize einzuspannen, den Text in diese buchstäblich hineinzuhämmern und dann auch noch irgendwo eine

Abziehmaschine aufzutreiben, um eine Handvoll Exemplare „abzuziehen“. Als wir das alles geschafft hatten und mit einem Packen „Zeitungen“ anderntags in der Schule erschienen und pflichtschuldig das erste Exemplar dem Herrn Direktor aushändigten, wurde ich wenig später in die Direktion beordert, um dort aus dem Mund des Herrn Hofrat zu erfahren, dass diese Zeitung keineswegs in der Schule vertrieben werden dürfe – und übrigens habe auch der für den Inhalt verantwortliche Prof seine Zusage widerrufen.

Man muss sich das vorstellen: Eine Handvoll 16-Jähriger produziert im Vertrauen auf einige Erwachsene etwas und dann wird sie von diesen brüsk zurückgewiesen.

Vielleicht, hoffentlich ist das heute anders. Eine letzte Geschichte aus meiner Schulzeit ist hoffentlich als Exempel dafür geeignet, dass

sich die Verhältnisse mittlerweile verbessert haben: Viele meiner Profs schienen selten Freude an ihrem Beruf zu haben. Sie spulten ihren Unterricht ohne Kraftanstrengung herunter, es gelang ihnen aber nicht, uns Schüler für irgendetwas zu begeistern. Jener Prof wird mir stets in Erinnerung bleiben, der, nachdem er die Klasse betrat -- damals erhoben sich die Schüler beim Eintreten einer Autoritätsperson noch pflichtschuldig von ihren Sitzen --, zum Katheder eilte, seine Aktentasche darauf keilförmig platzierte, ein altes großformatiges Heft aus ihr hervorholte und es offen auf die Tasche legte. Dann suchte er die passende Seite, warf einen Blick darauf, begann zu sprechen und entfernte sich während des Sprechens drei Schritte vom Katheder, und am Ende seiner Wanderung hurtig zum Katheder zurückzulaufen, um Nachschau zu halten, welche Sätze ihn auf der folgenden kleinen Wanderung begleiten sollten.

Wir zählten Woche für Woche, Jahr für Jahr die Schritte und freuten uns diebisch, wenn er es einmal nur auf zweieinhalb Schritte brachte. Das ist alles, was mir von diesem Fach in Erinnerung geblieben ist.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass die soziale Auslese, die Nichtförderung von Schülern aus so genannten bildungsfernen Elternhäusern heute noch unvermindert praktiziert wird. Jedenfalls bestätigen Statistiken über die soziale Herkunft der Gebildeten das. Ich hoffe, dass die autoritäre Haltung des Verbietens politischer Aktivitäten von Schülern in heutigen Gymnasien keinen Platz mehr hat. Ich würde mir schließlich wünschen, dass heutige Schüler davon berichten können, dass sie von ihren Lehrerinnen und Lehrern für das jeweilige Fach begeistert werden.

Abziehmaschine aufzutreiben, um eine Handvoll Exemplare „abzuziehen“. Als wir das alles geschafft hatten und mit einem Päckchen „Zeitungen“ anderntags in der Schule erschienen und pflichtschuldig das erste Exemplar dem Herrn Direktor aushändigten, wurde ich wenig später in die Direktion beordert, um dort aus dem Mund des Herrn Hofrat zu erfahren, dass diese Zeitung keineswegs in der Schule vertrieben werden dürfe – und übrigens habe auch der für den Inhalt verantwortliche Prof seine Zusage widerrufen.

Man muss sich das vorstellen: Eine Handvoll 16-Jähriger produziert im Vertrauen auf einige Erwachsene etwas und dann wird sie von diesen brüsk zurückgewiesen.

Vielleicht, hoffentlich ist das heute anders. Eine letzte Geschichte aus meiner Schulzeit ist hoffentlich als Exempel dafür geeignet, dass

sich die Verhältnisse mittlerweile verbessert haben: Viele meiner Profs schienen selten Freude an ihrem Beruf zu haben. Sie spulten ihren Unterricht ohne Kraftanstrengung herunter, es gelang ihnen aber nicht, uns Schüler für irgendetwas zu begeistern. Jener Prof wird mir stets in Erinnerung bleiben, der, nachdem er die Klasse betrat -- damals erhoben sich die Schüler beim Eintreten einer Autoritätsperson noch pflichtschuldig von ihren Sitzen --, zum Katheder eilte, seine Aktentasche darauf keilförmig platzierte, ein altes großformatiges Heft aus ihr hervorholte und es offen auf die Tasche legte. Dann suchte er die passende Seite, warf einen Blick darauf, begann zu sprechen und entfernte sich während des Sprechens drei Schritte vom Katheder, und am Ende seiner Wanderung hurtig zum Katheder zurückzulaufen, um Nachschau zu halten, welche Sätze ihn auf der folgenden kleinen Wanderung begleiten sollten.

Wir zählten Woche für Woche, Jahr für Jahr die Schritte und freuten uns diebisch, wenn er es einmal nur auf zweieinhalb Schritte brachte. Das ist alles, was mir von diesem Fach in Erinnerung geblieben ist.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass die soziale Auslese, die Nichtförderung von Schülern aus so genannten bildungsfernen Elternhäusern heute noch unvermindert praktiziert wird. Jedenfalls bestätigen Statistiken über die soziale Herkunft der Gebildeten das. Ich hoffe, dass die autoritäre Haltung des Verbotens politischer Aktivitäten von Schülern in heutigen Gymnasien keinen Platz mehr hat. Ich würde mir schließlich wünschen, dass heutige Schüler davon berichten können, dass sie von ihren Lehrerinnen und Lehrern für das jeweilige Fach begeistert werden.



p e s t a l o z z i
g y m n a s i u m
g r a z 1 9 0 6 - 2 0 0 6

Festschrift